



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Aus dem Lande der Cypressen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nissen und seine Gemahlin Konstanze, geborne Weber, die Witwe Mozarts; der Luftschiffer Blanchard, der im Frühjahr 1792 die Zeilen einschreibt:

Aethereum tranavit iter quo numine Blanchard
Impavidus sortem non timet Icarium,

und endlich der abenteuerliche Fritz Freiherr von der Trend, im August 1792.

Einer aber fehlt: der Messiasfänger Klopstock, dessen Bekanntschaft Lantäucher sicher gemacht hat — nicht nur aus nachbarlichen Beziehungen, sondern vor allem, weil Lantäucher während seines Aufenthalts in Altona von 1785 bis 1825 ein fruchtbarer, geschätzter Schriftsteller war. Waren sie einander feindlich gesinnt, oder waren die Beziehungen so innig, daß es der Erinnerung im Stammbuch nicht bedurfte?

Otto Lehmann



Aus dem Lande der Cypressen

Von Charlotte Niese



Italien wird zwar das Land genannt, wo die Zitrone blüht, und sie blüht auch dort, wächst und gedeiht; was aber wäre Italien ohne die Cypressen? Wie häßlich würde die sonnenbeglänzte, schneeweiße Mauer in den blauen Himmel ragen, wenn nicht schwarzgrüne Cypressen über sie hinauszüchsen und einen stimmungsvollen Übergang machten. Cypressen sind es, die den großen und kalten Campo Santo ihren ernstesten Charakter verleihen, die manches häßliche neumodisch gekleidete Marmorbild mit ihren sanften Schatten weniger häßlich machen. Cypressen stehen auf dem Palatin, auf dem Pincio, in den herrlichen Parks der ewigen Stadt, und was hätte Böcklin wohl anfangen sollen, wenn er die Cypressen der Toteninsel nicht gehabt hätte, von den kleinen Malern und Malerinnen ganz zu schweigen, die jahrein jahraus Cypressen malen, an den Zitronenbäumen aber vorsichtig vorüber gehn. Die Zitrone ist auch nicht malerisch; hin und wieder machen sich ihre gelben Früchte nicht übel, und der ganze Baum gehört zu Italien wie die Kamelien und die Rosen; aber ein Zitronenhain ist nicht halb so poetisch wie ein in Blüte stehender Apfelsgarten im deutschen Vaterlande.

Dagegen die Cypressen! Als ich den Klosterhof im Lateran zuerst besuchte, saß ein weiß und roter Chorfnabe an einem steinalten Brunnen. Er rieb an einem silbernen Kirchengesäß und summt ein Liedchen dazu. Über ihm hing ein blühender Kamelienbusch, und eine schlanke Cypresse stand zwischen ihm und dem Sonnenschein. Der Kreuzgang lag schweigend; nur grüne Eidechsen huschten über die alten Mosaiken, und aus der Ferne verklang das Orgelspiel der Kirche: das ist Italien.

Aber man könnte es auch das Land der Carabinieri nennen. Sie gehören zu der Landschaft wie die Cypressen und sind auch schön, still und erhaben. Auf jeder Station der Eisenbahn sieht man die schlanken Leute in ihrer kleidsamen altnodischen Uniform stehn; meistens rühren sie sich nicht vom Fleck, bis der Zug wieder abgefahren ist. Alle Italiener sind lebhaft, nur die Carabinieri machen eine Ausnahme von der Regel. Dabei sind sie alle jung und hübsch; mit roten Bäckchen und unschuldigen Schnurrbartchen; aber so ernst, als sei das Lachen eine Sünde. Eine alte, mir bekannte Dame in Rom wollte den Armen drei Lire geben, wenn sie einen Carabiniere lachen sehen könnte. Sie hat ihr Gelöbniß bis zu zehn Lire erhöht, ist das Geld aber nicht los geworden. Und dabei standen an jeder Straßen-

Grenzboten III 1902

40

ede zwei Carabinieri, und auf dem Pincio manchmal drei und vier nebeneinander. Alle unbeweglich, ernst und kühl. Auch Sonntags, wenn sie den schönsten roten Pompon auf ihrem Dreispiz und um ihren Frack rote Borten trugen, wenn sie so köstlich anzuschauen waren, daß einem das Herz im Leibe lachte — sie lachten niemals. Nur wenn der König in Sicht ist, werden sie ein wenig aufgeregt; aber sie beherrschen sich gleich wieder und stehen starr; die Züge bewegungslos, wie das Gesicht des Herrschers, der weder nach rechts noch nach links sieht. Es war an einem köstlichen Apriltage in der Villa Doria Pamfili. Alle Blumen blühten, majestätisch standen die Cypressen, und aus dem dichten Laube der Steineichen kam ab und zu ein ängstlicher Vogellaut. Im Park der Doria war Korseifahrt, ein Wagen rollte hinter dem andern her, die Fußgänger saßen und standen auf dem Rasen, und die rottrüchtigen Schüler des deutschen Jesuitenkollegiums hoben sich ab von dem grünen Grunde wie große Mohnblumen. Plötzlich stellte sich ein Carabiniere neben mich. *Il re!* murmelte er. Ich war so überrascht, ihn sprechen und allein zu sehen, daß er seine Worte wiederholen mußte. Da kamen auch schon zwei Radfahrer, und dann der König und seine Gemahlin. Er fuhr selbst und sah starr auf seine Pferde, und die schöne Königin saß neben ihm und schaute gleichfalls gerade vor sich hin. Niemand grüßte. Weder die Insassen der Wagen, noch die Menschen, die zu Hunderten auf dem Rasen standen. Die Herrschaften schienen auch keinen Gruß zu erwarten. Nur mein Carabiniere stand stramm, und als ich mich nach ihm umsaß, hatte er wieder einen Kameraden neben sich.

Weshalb wird der König nicht begrüßt? erkundigte ich mich bei den Männern des Friedens.

Sie sahen mich an, und ihre Bäckchen wurden röter; aber sie schwiegen in edler Beharrlichkeit und wanderten davon. Hinter mir lachte es ein wenig, und als ich mich umsaß, stand ein alter Mönch da unter den Bäumen. Er war dick und schmutzig und schnupfte Tabak aus einer Riesendose. Ich sah ihn fragend an, aber er sagte nichts.

Zwei Tage später betete die Königin Margherita im Trappistenkloster Tre fontane. Es liegt nicht weit von Rom, mitten in der Campagna und zwischen ihren staubigen Feldern. Eine Anpflanzung von Eukalyptusbäumen macht es zu einer Oase, und die guten Paters verkaufen Eukalyptuslikör, Rosenkränze von Eukalyptusfrüchten und Zahnpulver, das auch vom Eukalyptus hergestellt wird.

Unter den Bäumen stehen drei Kirchen: die eine enthält die drei Quellen, die auf diesem Hügel entsprangen, als das Haupt des Apostels Paulus über die Erde rollte und dreimal aufsprang, denn hier hat Paulus seinen Märtyrertod gefunden, und die Säule, an die er gebunden war, steht in derselben Kirche. — Die Königin betete nicht hier, sondern in der zweiten Kapelle, in der der heilige Benediktus eine Vision von der Erfüllung seines Gebetes gehabt hat. Drei Paters standen hinter der knieenden Fürstin und geleiteten sie später in die Teile des Klosters, die eine Frau betreten darf.

Noch immer ist die Königin schön, und ihre nach römischer Sitte blond gefärbten Haare leuchten goldig durch den schwarzen Spitzenschleier.

Leute aus der Campagna hatten sich am Klosterthor aufgestellt und begrüßten die bald darauf wegfahrende Königin mit großer Ehrerbietung. Margherita ist für sie noch immer die wirkliche Königin von Italien, die ein Herz hat für die Armen und Elenden. Sie hat viel Gutes gethan und thut es wohl noch; als die Stadt Rom aus den Thermen des Diokletian ein Nationalmuseum gemacht hat, hat sie in denselben Niesenbau ein Blindenasyl gelegt.

Es liegt ein sonderbarer Widerspruch in dieser Verbindung. Auf der einen Seite werden die Augen der Schönheitsdurstigen mit antiker Schönheit gelabt, auf der andern wandeln die Menschen, die nicht sehen können, und ein leises ernsthaftes Memento steht neben dem Beschauer, der alles wahrnehmen darf, was die Vergangenheit uns geschaffen hat.

Das jetzige Nationalmuseum ist noch dasselbe Kloster, das Michelangelo mit Benutzung der Thermen erbaut hat. Aber die Mönche sind ausgezogen, und in ihren kleinen behaglichen Wohnungen strahlen nackte Marmorleiber. In den kleinen Gärtchen blühen Kamelien und Rosen; aber niemand sieht mehr hinein; höchstens ein Fremdling, der nachdenklich für sich allein wandert, und der auch die Zuno Ludovisi und die Schätze des Hauses Buoncampagni nicht immer zu betrachten imstande ist. Im Klosterhofe blühen die Rosen den ganzen Winter. Sie ranken sich um antike Säulenreste, um Tierköpfe aus Marmor und um marmorne Menschenglieder, die auf dem Rasen liegen. Das Museum ist so angefüllt, daß mancher wertvolle Überrest in den Klosterhof hat wandern müssen, wo die Sonne ihn bescheint, und der blaue Himmel auf ihn herabsieht. Ich denke mir, daß diese halb ausgestoßenen Antiken mit ihrem Schicksal nicht unzufrieden sind.

Auch der Palatin hat im Winter blühende Rosenhecken. Allerdings wachsen sie nicht dort, wo der Kaiserpalast seine Riesenräume erschließt; und auch das Haus der Livia hat nicht unter Blumen gestanden. Aber vom Eingang an aufwärts wandert man unter Cypressen und neben duftenden Rosenbüschen und freut sich über die vornehme Abgeschlossenheit des Ortes, wo einst die Kaiser lebten. Einige haben allerdings hier auch durch Mörderhand sterben müssen; vorher aber freuten sie sich vielleicht an dem weiten Blick über die Campagna nach den Bergen hinüber, die abends in rosigem Duft liegen.

Am Kolosseum blühen keine Rosen. Da ist dicke Luft, und an heißen Tagen dicker Staub. Aber hier blühen die Kinder Roms, die sich mit Freudengeschrei auf den Fremden stürzen und ihm etwas verkaufen wollen. Ein Steinchen vom Kolosseum, eine Münze, eine wahrhaftige antichità, irgend etwas ganz Merkwürdiges. Andre haben ein geheimnisvolles Leiden, Hunger, oder einen wehen Finger, oder einen eben geschorenen Kopf. Die römischen Kinder haben eine große Auswahl von Krankheiten; man lernt viele italienische Vokabeln bei ihnen, und wenn man lacht, dann lachen sie mit. Aber es ist doch angenehm, einige Soldi in Bereitschaft zu haben und sie sich damit vom Leibe zu halten. Besonders wenn sie zu vertraulich werden und allerhand Beschreibungen von den Tieren machen, die auf ihren Köpfen wohnen. Aber sie sind auch dankbar und er bieten sich, Sehenswürdigkeiten zu zeigen, die nicht im Baedeker und Meyer verzeichnet sind.

Es giebt auch sehr anständige Bettler. In der Via Sistina, wo ich eine Zeit lang wohnte, machte ich die Bekanntschaft eines kleinen verwachsenen Bettlers, bei dem ich gelegentlich eine Lire wechselte. Wenn er nicht so viel Kupfergeld bei sich hatte, humpelte er davon und brachte mir immer fünfundneunzig Centesimi wieder. Einen Soldo behielt er für sich, das war sein Tribut, und so viel hätte ich auch geben müssen, wenn ich anderswo gewechselt hätte. Nur am San Giuseppe-Tag verlangte er zehn Centesimi; der heilige Joseph war nämlich sein Schutzpatron, und er hieß Giuseppe. Sein gerechtfertigtes Verlangen wurde natürlich anstandslos erfüllt. An diesem Tage sah ich ihn nachmittags in einer kleinen Osteria in der Campagna. Er hatte einen Flascho Wein vor sich stehn, und neben ihm saß eine sehr gepukte Frau. Als er mich bemerkte, grüßte er mit einiger Zurückhaltung, und auch ich that so, als kannte ich ihn nicht. Man muß nicht indiscret sein.

Später ist mir gesagt worden, daß diese Osteria ein ehemaliges Grabgewölbe sei. Ich habe nicht darauf geachtet und bin später nicht wieder hingekommen. Das ist das Argerliche an Rom. Man sieht so viel Wunderliches und Schönes, daß man oft ein wenig nachlässig wird und der Pflicht, überall zu forschen und zu besehen, untreu wird. An jenem Tage war es gerade besonders schön in der Campagna. Die Mandelbäume begannen zu blühen, auf den Weiden sproßte dichtes Gras, und in der Ferne lagen die Aquädukte im Abendglanz. Da ist es dann nicht ganz leicht, an Inschriften auf Gräbern zu denken, man kann ja doch dieses ungeheure Bilderbuch von Rom niemals ganz durchblättern. Ich habe mich denn

auch getröstet und nachher zufrieden an der Porta furba geessen und das Wasser der Aqua felice getrunken.

Die Porta furba liegt weit draußen in der Campagna, und das glückliche Wasser sprudelt aus dem naheliegenden Brunn. Von nah und fern kommen die Frauen der Landbewohner und holen sich Wasser, das sie in kupfernen Kannen auf dem Kopfe davontragen. Sonntags sitzt hier wohl ein Mandolinenspieler, und man wundert sich, was er hier will. Denn es sind nicht allzuviel Fremde, die bis hier hinaus kommen. Nur die Sonntagsjäger streifen in der Nähe herum, und jeden Augenblick hört man es schießen. So viele Vögelchen giebt's gar nicht mehr in der Campagna, wie dort Schüsse fallen, hin und wieder aber sieht man doch einen Mörder mit etlichen Vogelleichen nach Hause wandern. Er ist dann sehr stolz und kann die zornigen Blicke der Fremden nicht begreifen. Ebenso wenig wie der weiße Koch in der Trattorie es versteht, wenn man die armen kleinen, knusprig gebratenen Säger von sich weist und lieber ein Pollo, ein Hähnchen, bestellt.

In Rom selbst giebt es nur gefangne Vögel. Sie hängen in Käfigen an den Fenstern und singen lustig trotz ihrer Gefangenschaft, und in manchen dunkeln Gassen schreit und zwitschert es fortwährend. Aber ein freisfliegender Vogel in der Stadt selbst zieht die allgemeine Aufmerksamkeit an sich. Irgend ein geschickter Junge fängt ihn; ein mitleidiger Fremder kauft ihn, um ihm die Freiheit wieder zu geben. Aber er wird dann doch wieder eingefangen, und das Geschäft beginnt von neuem.

Über das Forum sah ich einmal zwei Drosseln fliegen. Da standen die Mosais- und die Stadtplanhändler, die Droschkenfutcher und alles, was nicht ins Forum darf, an der Mauer, sahen den Vögeln nach und schüttelten die Köpfe. Zum erstenmal ging ich unbehelligt meines Wegs. Auf dem Forum wandelten nämlich des Nachts die Geister umher, und da Geister unberechenbar sind, so können sie auch am Tage als Vögel verkleidet zwischen den neumodischen Menschen umherhüpfen und sich allerhand Böses ersinnen. So sagen die Leute, die es wissen können, und wer ihnen nicht glaubt, ist thöricht. Das Forum ist geisterhaft genug. Besonders vom Kapitol aus im Mondenlicht gesehen. Wenn dann vom Kolosseum her weiße Nebel aufsteigen und über die via triumphalis gleiten, bedarf es keiner großen Phantasie, das leise Raunen der Steine zu vernehmen. Am Tage ist es nicht romantisch. Da wühlt es hier und dort in der Erde; man steigt über unendliche Mauerreste, sieht in uralte Grabstätten und kommt sich sehr dumm vor, weil man nicht alle vorgetragne Gelehrtheit in sich aufnehmen kann. Auch beim Kolosseum sollen die Geister wandern, wenn ich es mir auch kaum denken kann. Dazu wird es zu oft bengalisch beleuchtet, und zu viel Feuerwerk wird darin abgebrannt. Ehemals rissen die Römer die Steine des mächtigen Baues auseinander, um Paläste davon zu bauen; jetzt schützen sie es, nehmen zwei Lire Eintrittsgeld und entweihen es durch eine Schützenfestvorstellung.

Im Mittelalter ist einmal eine Deputation zum Papst gekommen, um einige Reliquien von ihm zu erbitten. Es waren gerade keine Knochen von Heiligen zu verschenken, und der Papst ließ der Abordnung einen Sack voll Erde aus dem Kolosseum überreichen. Entrüstet verweigerte sie die Annahme einer so geringfügigen Gabe. Da hebt der Papst das Säckchen in die Höhe, und siehe da — große Blutstropfen sickern langsam aus der Erde, die das Blut so vieler Glaubenszeugen getrunken hatte.

Im Vatikan hängt das Gemälde, das diesen Vorgang darstellt, und heute noch werden im Vatikan alljährlich Tausende von Rosenkränzen und Bildchen durch Handauflegen des heiligen Vaters geweiht. Leo XIII. würde schwerlich versuchen, Blut aus der Kolosseumserde zu pressen; er begnügt sich mit einfachern Dingen und preßt Geld aus den Gläubigen. In Scharen kommen sie zu ihm, und es vergeht wohl selten ein Tag, an dem er nicht Audienzen erteilte. Es war an einem Sonntag, als ich, mit einer Anzahl belgischer Pilger, die unendlich vielen

Stufen zur Wohnung des heiligen Vaters hinauffstieg. An allen Wendungen der Treppe standen die buntgestreiften Schweizer und die Nobelgardisten; immer von neuem wurde das Billet betrachtet und die äußere Erscheinung der Pilger mit scharfen Blicken gemustert. Denn die Pilgerin, die nicht in Schwarz und mit einem schwarzen Spizentuch über den Haaren erscheint, kann zurückgewiesen werden. Aber alles war in Ordnung. An den Damen war nichts auszusetzen, die Herren, soweit es nicht Geistliche waren, trugen Trac und weiße Halsbinde. So also versammelten wir uns in den Stenzen Rafiels und wurden endlich in die Sala del Consistorio geführt, wo ein goldner Thronessel aufgestellt war. Während wir uns ordneten, und jeder diesem Thronessel möglichst nahe zu sein wünschte, wurde noch eine Anzahl kleiner Kisten herbeigetragen und vor die Thronstufen gestellt. Es waren Rosenkränze und Bilder, die vom Papst gesegnet werden sollten.

Nach einigem Warten öffneten sich die Flügelthüren. Voran schritt der päpstliche Dienst: einige Schweizer, Kammerherren und Nobelgardisten. Dann erschien eine rote Sänfte, von rotgekleideten Läufern getragen; es erhob sich ein großes Jubelgeschrei, und der Papst saß auf seinem Throne. Nach allen Seiten hatte er freundlich gegrüßt; nun hob er die durchsichtige Hand, um Schweigen zu gebieten, und der neben ihm stehende Kardinal begann französisch eine Ansprache an die Pilger zu verlesen. Sie handelte von der Not der Zeit, von dem Dank des heiligen Vaters für die Gläubigen und bewegte sich in weitem allgemeinen Ausdrücken. Unterdeffen hatte man Zeit, den Papst zu betrachten. In seinem weißen Gewande, das weiße Käppchen auf dem weißen Haar saß er vornübergebeugt und sah mit glänzenden Augen um sich. Aufmerksam hörte er auf den Kardinal, nickte hier und dort eifrig oder machte eine lebhafte Handbewegung. Als der Kardinal fertig war, begann er selbst zu sprechen. Es war keine feierliche Rede, sondern mehr eine Art Unterhaltung; und er sprach jedes Wort deutlich und klar aus. Neulich hat jemand geschrieben, der Papst hätte eine greinende Greisenstimme. Als ich ihn hörte, wunderte ich mich über den kräftigen Klang seiner Worte. Er erzählte, wie er als Nuntius in Brüssel gewesen, wie er Sonntags aus der Stadt gegangen wäre und sich an dem fröhlichen Treiben der Menschen ergötzt hätte. „Ach, es ist lange her, und die Welt hat sich sehr verändert. Aber ich kann wohl sagen, daß ich die in Brüssel verlebten Jahre zu den glücklichsten meines Lebens zähle!“

Bei diesen Worten entstand ein großer Jubel, und der Papst lächelte gütig nach allen Seiten.

Wie er nun endlich aufstand, um den Segen zu erteilen, und nicht allein die Anwesenden, sondern auch ihre Familie, ihre Freunde und „alle, die euch teuer sind,“ segnete, da erreichte die Begeisterung ihren Gipfelpunkt. Von allen Seiten rief es: *Vive le pape-roi, vive le Saint-père!*

Mit diesem Segen hätte der Empfang eigentlich zu Ende sein müssen; aber der Papst blieb sitzen, und eine Anzahl von Geistlichen und andern Personen wurde ihm vorgestellt und zum Ringfuß zugelassen. Endlich wurden die Rosenkränze durch Handauslegung gesegnet, es bildete sich von neuem der bunte, mittelalterlich anzuschauende Zug, und die rote Sänfte verschwand hinter der Thür.

Eine Zeit lang blieben die Pilger noch im Saale stehn; eine Dame hatte ihren Rosenkranz beim Segen des Papstes hervorgezogen und wollte ihn nun als Reliquie verschenken; andre ärgerten sich, daß sie nicht dasselbe mit ihren Rosenkränzen gethan hätten, und so entstand eine lebhafte Unterhaltung. Wohl eine halbe Stunde noch wogte ein buntes Leben im Konsistorium und im anstoßenden Klemenssaal. In den Stenzen wanderten zwei Kardinäle und sahen mit flüchtigem Lächeln auf die eifrigen Pilger. Die feierliche Stimmung war vorüber, die Nobelgardisten gähnten ein wenig und zupften an ihren weißen Hemdtragen. An einem Fenster stand ein Monsignore und sah nachdenklich auf das unter ihm liegende Rom. In der Ferne schimmerte das Dach des Quirinals — wie viele Fäden spinnen sich vom „alten Peter“ bis zum Königschloß?

Unten am Vatikan hielten die Droschken und verlangten von den heimkehrenden Pilgern die doppelte Taxe. Denn erstens war Sonntag, und zweitens müssen doch Pilger in guter Stimmung sein. Dann fuhr man durch die belebten Straßen und über den Corso, auf dem die Läden geöffnet waren. Die Sonntagsheiligung ist in den Augen der Italiener etwas höchst überflüssiges und auch unpraktisches. Wer sich nur gut mit Gott und den lieben Heiligen steht, sie oft anruft und dadurch zeigt, daß er an sie denkt, der darf am Sonntag schon seinen Geschäften nachgehn.

Mein Kutscher, der mich nach Hause fuhr, setzte mir seine Gedanken über die Sonntagsheiligung in einem Gemisch von Italienisch und Französisch auseinander. Er hatte schon oft Pilger nach und von dem Vatikan gefahren, und man merkte ihm an, daß er der Sache erhaben gegenüberstand; aber er war doch ein guter Christ und glaubte an das Bambino und die heilige Jungfrau von San Agostino, von der er mir Wunderdinge erzählte. Ich mußte bei ihm einen Fünfstreschein wechseln; er gab mir heraus, was mir zukam, und fuhr mit liebenswürdigem Gruße davon. Nachher entdeckte ich, daß er mich trotz seiner Frömmigkeit mit einem falschen Lire beschwindelt hatte.

(Fortsetzung folgt)



Niels Glambälf

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

Zweiter Teil

1



In einem der kleinen Tische vor dem Café in Kopenhagen, das im Volksmund den Namen „das Parapluie“ hat, saßen an einem Zufallsvormittag zwei Studenten in den Zwanzigern und hielten zusammen Siesta. Der eine war vierschrötig, robust, von heller Gesichtsfarbe und dem Aussehen nach etwas träge. Sein Anzug schien ihm, obgleich er aus teurem Stoff und von flottem Schnitt war, nicht recht zu sitzen, so sehr er auch selbst davon überzeugt zu sein schien; das runde, fleischige Gesicht, dem einen blasierten Ausdruck zu geben er sich Mühe gab, deutete eigentlich auf einen wohlhabenden Hofbauernsohn oder dergleichen. Sein Gefährte dagegen war klein, bleich, hatte scharfe Züge und einen unruhigen Ausdruck; sein Anzug war aus schwarzem Tuch, aber etwas abgeschabt. Neben dem andern nahm er sich merkwürdig zusammengefunken aus, und während jener mit Behagen sein Glas Bier schlürfte und sich den Zigarrenrauch um den Schnurrbart ziehn ließ, nippte dieser vorsichtig an einer Tasse Kaffee. Der Kellner schien jedoch allen beiden die Aufmerksamkeit in gleichem Maß zu erweisen, die er bekannten Personen zu teil werden ließ, denn der eine war der Ministersohn Peder Pedersen, dessen Vater einer der Bauern war, die bei dem „Systemwechsel“ in den Rat des Königs berufen worden waren; der andre trug den Namen Louis Pio Glambälf und war der Sohn des gefährdeten und mächtigen sozialistischen Redakteurs.

Es ist Humbug, gab der Ministersohn auf eine längere Darlegung Louis Pios zur Antwort. Es ist Humbug — ich sehe es ja an Vater und den andern.

Humbug? Ist Konsequenz Humbug? fragte Louis Pio mit stillem Ärger.

Du mit deiner Konsequenz! Nein, das Leben selbst, mein Freund, das praf-